

§ 3. 1. Die Ortsordinarien, die Regularoberen und die Oberinnen der Klöster und der Verbände sind verpflichtet, ihre ganze Sorge und Aufmerksamkeit darauf zu wenden, daß es den Nonnen niemals an der unerläßlichen, passenden und einträglichen Arbeit fehlt. 2. Die Nonnen ihrerseits sind im Gewissen verpflichtet, nicht nur in ehrenhafter Weise im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu verdienen, von dem sie gemäß dem Rat des Apostels leben (2 Thess. 3, 10), sondern auch, wie die Zeiten es erfordern, von Tag zu Tag ihr Geschick und ihre Eignung für die verschiedensten Arbeiten zu steigern.

Artikel 9

Damit alle Nonnen ihrer göttlichen Berufung zum Apostolat getreu seien, dürfen sie sich nicht damit zufrieden geben, die allgemeinen Mittel des monastischen Apostolats zu benutzen, sondern sie sollen sich bemühen, darüber hinaus auch noch das folgende zu beobachten:

§ 1. Die Nonnen, die in ihren besonderen Konstitutionen oder auf Grund der Vorschriften der Regel genau umschriebene apostolische Werke haben, sind verpflichtet, sich diesen treulich zu widmen gemäß ihren Konstitutionen oder Statuten und gemäß diesen Vorschriften.

§ 2. Die Nonnen, die das ausschließlich kontemplative Leben geloben (nn. 19, 22, 2), sollen 1. wenn sie in ihrer eigenen Tradition eine besondere Form äußeren Apostolats zulassen oder zugelassen haben, indem sie zugleich stets das kontemplative Leben bewahren, treulich an dieser besonderen Form des Apostolats festhalten, nachdem sie sie den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt haben; wenn sie sie aufgegeben haben, sollen sie sich alle Mühe geben, sie wieder aufzunehmen. Wenn irgendein Zweifel betreffs der Anpassung übrig bleibt,

muß der Heilige Stuhl zu Rate gezogen werden; 2. wenn im Gegenteil das ausschließlich kontemplative Leben bisher niemals weder auf Grund der approbierten Konstitution noch auf Grund der Überlieferung in einer festen und beständigen Weise mit einem äußeren Apostolat verbunden gewesen ist, so können und dürfen die Nonnen nur im Fall der Notwendigkeit und für eine begrenzte Zeit aus Nächstenliebe diese Formen, besonders die speziellen und persönlichen des Apostolats, übernehmen, die gemäß den vom Heiligen Stuhl festzusetzenden Regeln mit dem kontemplativen Leben, wie es im Orden praktiziert wird, vereinbar erscheinen.

Alle in diesem Schreiben enthaltenen Vorschriften sollen auf Unsern Willen und Befehl beständig, fest und gültig sein unter Aufhebung alles Entgegenstehenden, selbst des einer besonderen Erwähnung Würdigen.

Allen Abschriften und allen Auszügen, auch den gedruckten, die jedoch durch einen öffentlichen Notar unterzeichnet und mit dem Siegel eines kirchlichen Würdenträgers ausgestattet sind, soll nach Unserm Willen derselbe Glaube entgegengebracht werden, den man diesem Schreiben entgegenbringen würde, wenn es vorgelegt und gezeigt würde.

Es sei also niemandem erlaubt, dieses Dokument Unserer Erklärung und Entscheidung zu verletzen oder ihm in verwegener Kühnheit entgegenzuhandeln. Wenn jemand die Anmaßung haben sollte, dieses zu versuchen, so wisse er, daß er sich den Zorn des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus zuzieht.

Gegeben zu Rom bei Sankt Peter am 21. November, geweiht der Darstellung der Allerseligsten Jungfrau, im Jubeljahr 1950; im 12. Jahre Unseres Pontifikates.

Pius XII., Papst.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Was will die Enzyklika „*Humani generis*“?

Die Enzyklika „*Humani generis*“ vom 12. 8. 1950 (Text in Herder-Korrespondenz 5. Jhg. Heft 1, S. 25) wurde schon wenige Tage nach ihrem Erscheinen von dem italienischen Publizisten Pamfilo Gentile als eines der weittragendsten Dokumente des Pontifikates Pius' XII. bezeichnet. Der „*Osservatore Romano*“ (28./29. 8. 1950) setzte diese Kennzeichnung an die Spitze des Leitartikels, den er der Enzyklika widmete. Er gab seinem Aufsatz die Überschrift: „Um die Rettung der Vernunft“. Der Ausdruck war wohl mit Bedacht gewählt. Der Verfasser des offiziellen Kommentars spricht zunächst davon, daß die kirchliche Autorität durch dies Dokument die menschliche Vernunft gegen den Relativismus verteidigen wolle, weil mit der Anerkennung absoluter Wahrheiten die unveränderlichen Grundlagen der Kultur stehen oder fallen. Aber außerdem wolle der Papst auch vor „Abenteuern im Denken“ warnen und auch in diesem Sinne zur Vernunft mahnen. Der Heilige Vater möchte uns sagen: „Überstürzt nichts! Geht ernsthaft und abwägend voran!“ Und dieser Rat ist denn wohl auch für die Deutung der Enzyklika zu beachten.

Keine Denunziationen

Es sind nicht nur außerhalb der katholischen Öffentlichkeit unsinnige Pauschalurteile über die Enzyklika abgegeben und maßlose Folgerungen daraus gezogen worden. Auch katholische Kommentatoren haben da und dort den Rat zur Mäßigung vergessen und eine merkwürdige Einseitigkeit gezeigt. Überhaupt zeugte es von kleinlichem Geist, wenn das Interesse für dies Lehrschreiben sich vorwiegend in der Frage ausgedrückt hätte: „Wer ist gemeint?“ Als ob die wesentliche Absicht eines so gewichtigen Dokumentes darin bestünde, den einen oder andern Gelehrten und Publizisten mundtot zu machen! War es nicht eine einladende Geste und, mehr als das, ein Zeugnis für die weitherzige Achtung, die der Heilige Vater jedem aufrichtig gemeinten Wort und insbesondere jeder ernsthaften Forschung entgegenbringt, wenn er keine theologische Richtung und erst recht keine Person mit Namen nannte? Wenn das notwendig gewesen wäre, hätte er es sicherlich getan. Das beweist die kuriale Praxis des Heiligen Offiziums und des Index. Wer deshalb bei der Deutung der Enzyklika hauptsächlich darauf ausgeht, den Dieb zu suchen, wird ihren Absichten schwerlich gerecht. Es sind nicht Personen be-

troffen, sondern Gedanken oder, besser gesagt, gedankliche Strömungen, die unserer Zeit und unseren Erlebnissen entspringen und von denen wir alle berührt oder wenigstens gefährdet werden.

Unter Mißachtung jener Diskretion, die das päpstliche Dokument bewahrt, ist gesagt worden, daß in erster Linie einige bestimmte französische Theologen damit gemeint seien. Hierüber hat der Bischof jener Diözese, in der sich eines der wichtigsten Forschungszentren dieser französischen Theologie befindet, eine wichtige Äußerung getan. Kardinal Gerlier, der Erzbischof von Lyon, gab in seinem Diözesanblatt bekannt, daß er in einer Audienz mit dem Papst von der Enzyklika gesprochen habe: „Nachdem er die Notwendigkeit einer Stellungnahme betont hatte, fuhr der Papst fort, — und er fügte es mit demselben Nachdruck hinzu, denn er würdigte sich, es mir dreimal zu wiederholen —, er wolle vor allem und auf das entschiedenste nicht, daß seine Mahnungen wen auch immer schmerzen, verletzen oder verbittern sollten. Man würde in aller Form seine Absicht verfälschen, wenn man ihr einen derartigen Sinn unterlegte. Er wolle sie als väterliche Ratschläge aufgefaßt wissen. Wenn ich“, sagte Kardinal Gerlier, „die Schwelle einiger vertraulicher Mitteilungen überschreiten könnte, würde ich euch sogar sagen, daß der Text der Enzyklika davon eine deutliche Spur zeigt.“ Der Kardinal teilte ferner mit: „Der Papst hat uns energisch erklärt, daß man seine Absichten nicht weniger verkennen würde, wollte man aus ‚*Humani generis*‘ eine Art Schranke machen, welche die Freiheit der Forscher entmutigen könnte, während er mehr denn je darauf Wert legt, daß man in der geistigen Gärung unserer Tage zwar die Grenzsteine achtet, die er den Weg entlang aufgestellt hat, diesen Weg aber an der Spitze der Arbeiter des Geistes fortsetzt.“ In dieser Gesinnung schrieb P. Labourdette OP, der zuvor in den französischen Kontroversen seine warnende Stimme erhoben hatte, nach dem Erscheinen der Enzyklika: „Wo sich das Rundschreiben jeder Namensnennung enthält, würde man sich mit einem Versuch, die Betroffenen zu nennen, doch wohl dadurch schweren Unrechtes schuldig machen, daß man mit einer Inquisition der Gesinnungen, mit Verdächtigungen und niedrigen Unterstellungen die Ehre christlicher Theologen und Philosophen angriffe, die der Kirche durchaus und treu gehorsam sind“ (*Revue Thomiste* 5 [1950] 32).

Die Stimmung in Frankreich

Es ist dennoch bekannt, und Hugo Rahner hat es in seinem Kommentar zur Enzyklika (*Stimmen der Zeit*, 76. Jhg., 3. Heft, Dez. 1950 S. 169) offen ausgesprochen, daß „zunächst (aber keineswegs ausschließlich) bestimmte Erscheinungen in der neuen französischen Theologie gemeint sind“. Deshalb war auch das Echo auf die Enzyklika nirgendwo lebhafter als in Frankreich. Die Stimmung in diesem Lande schilderte der Pariser Korrespondent von „*The Commonweal*“ (6. 10. 1950, S. 628) in einem längeren, sehr offenen Aufsatz.

„Es besteht kein Zweifel, schreibt er, daß die geistigen Haltungen, die durch ‚*Humani generis*‘ aufgedeckt werden, in Frankreich weit verbreitet sind. Doch ist es schwer, genau zu sagen, wie weit. Viele Mitglieder des Klerus und noch mehr Laien sind sich wohl bewußt, daß vieles in der gegenwärtigen Katechese und Verkündigung der Kirche wirkungslos verhallt — in Wort und Schrift.

Und diese Leute haben sich gewaltig angestrengt, die Botschaft der Kirche dem Verständnis des Durchschnittsmenschen im zwanzigsten Jahrhundert anzupassen.“ Sie fragen sich, ob es denn nicht möglich sei, moderne wissenschaftliche Erkenntnisse in das Denksystem einzufügen, das die Kirche seit dem Mittelalter ihren Gläubigen darbietet und das in einer Reihe von Punkten überholt ist. Darin liegt nichts Unberechtigtes, und die Enzyklika selbst erkennt die Berechtigung dieser Frage an. Einige aber sind bis in die Nähe des Agnostizismus geraten und „legen einen gefährlichen intellektuellen und moralischen Laxismus an den Tag“. „So war die Reaktion der französischen Katholiken beim Erscheinen der Enzyklika, im ganzen genommen, — wenigstens bei denjenigen aus den verschiedensten Kreisen, die ich im Laufe einiger weniger Wochen erreichen konnte — eine einstimmige: ‚Eine Maßnahme, die vielleicht unangenehm ist, wie jede Maßnahme einer Autorität, aber eine Maßnahme, die notwendig geworden ist. Es gab Leute, die wirklich im Begriff standen, zu weit zu gehen.‘“

Viele französische Katholiken, schreibt Robert Barrat weiter, hatten Schlimmeres befürchtet. Sie atmeten auf, als sie den Text lasen. Sie fühlten sich dadurch eingeschüchtern, daß kurz zuvor einige Männer gemäßregelt worden waren, „die in einer Anzahl intellektueller Kreise von Katholiken und anderen als die Avantgarde der französischen Theologie betrachtet werden“. „Müssen wir nun annehmen, wie einige Beobachter von außen erklären, daß römische Kreise politischen Einflüssen nachgegeben haben (der in Rom einflußreiche spanische Klerus macht der französischen Geistlichkeit schwere Vorwürfe wegen ihrer politischen und sozialen Fortschrittlichkeit) und bestrebt sind, eine gewaltsame Integration durchzusetzen?“

Besorgnisse

„Ungeachtet beruhigender Anzeichen“, sagt Barrat, „bleibt eine gewisse Besorgnis in katholischen avantgardistischen Kreisen bestehen. Dieser Name soll hier keinen gering-schätzigen Sinn haben. Ich habe gewisse vorwärts schauende Christen im Auge, die nicht etwa kommunistische Parteigänger sind. Ich meine alle Katholiken, die durch das geistige Elend ihres Landes bedrückt sind und es ablehnen, wohlgefällig mit gutem Gewissen zu schlafen, die vielmehr mit aller Kraft für den Fortschritt des Gottesreiches wirken. Diese Kreise haben recht, wenn sie, ohne darum pharisäisch zu sein, sagen, daß nirgendwo sonst das Problem der Trennung der Kirche von der modernen Welt so dringend gestellt und mit so großem Mut und Freimut studiert worden ist wie in Frankreich. (Die Beziehung von Wissenschaft und Glauben, die Abwesenheit der Kirche in den proletarischen Massen, die Vereinigung der uneinigen Zweige des Christentums.) Und nirgendwo sonst sind so viele Hinweise für Lösungen dieser Probleme gegeben worden.“

„Diese Trennung, so fügt man in jenen Kreisen hinzu, tritt zweifellos in Italien, Spanien oder den südamerikanischen Ländern nicht hervor. Diese Länder erfreuen sich einer alten katholischen Kultur, innerhalb deren das soziale Schwergewicht zugunsten der Religion einwirkt. Solche Menschen haben keine günstigen Voraussetzungen, um die Lage zu verstehen, in der sich Frankreich, Deutschland oder die katholischen Völker hinter dem Eisernen Vorhang befinden. Ihre Urteile neigen zuweilen zu einem Mangel an Einsicht oder Mitgefühl.“

Weil sie fürchten, mißgünstige Geister könnten sich der Enzyklika bemächtigen, sind jene Kreise in Frankreich, wie Barrat sagt, besorgt, daß die Enzyklika auf geistigem Gebiet eine Entwicklung einleiten könnte, die dann auf praktischem ihre Folgen hat, für die Mission de Paris zum Beispiel oder für die Mission de France, die sehr viele Feinde haben, aber nach Ansicht derjenigen, die sie von innen her kennen, „der einzige ernsthafte und wirksame Anlauf sind, einem entchristlichten Volk von neuem das Evangelium zu bringen“.

Und noch ein Unbehagen empfinden jene Kreise nach den Erfahrungen des Berichterstatters. „Gestehen wir ein: es gibt eine philosophia perennis. Muß diese überzeitliche Philosophie derart sein, daß sie uns keine Hilfe bietet, unsere eigene Zeit und ihre Probleme zu verstehen und unseren Zeitgenossen bei ihren oft ganz ehrlichen Bemühungen um die Wahrheit beizustehen? Oder trifft das etwa nicht zu für die gehobene Darbietung der katholischen Lehre und eine Anzahl von Seminarien? Das thomistische System wird oft seines Markes beraubt und in Form eines Compendiums dargeboten, das schwer zu verdauen ist. Die Studenten werden getadelt, weil sie neuerungssüchtig sind. Aber wenn die alten Dinge ihnen anziehend dargeboten würden, würden sie nicht so darauf aus sein, das Leben anderswo zu suchen. Leben, das ist es, was sie zuerst von allem suchen, und die Bewegung des Gedankens und des Wissens.“ Sie würden die thomistische Philosophie gern aufnehmen, wenn man ihnen zeigte, wie mit ihrer Hilfe auf die Fragen unserer Tage eine Antwort gegeben werden kann. Und nun ist es „die Furcht, die viele haben, daß eine Wende zur Vergangenheit vollzogen werden könnte, zu Traditionen, die ihres Geistes entleert sind, zu einem routinierten Lehren mumifizierter Gedanken“.

Man ruft nach einer Ergänzung

Barrat schließt seinen Bericht über die Stimmung in diesen französischen Kreisen: „Es muß also gesagt werden, daß die neue Enzyklika, um die Zustimmung der anspruchsvollsten Gläubigen zu erlangen, — und zwar eine Zustimmung, die nicht nur gläubig wäre, sondern zugleich auch aus tiefer Einsicht käme — nach einer Ergänzung ruft. Gleichgültig in welcher Form, müßte diese Ergänzung ausführlicher über alle jene besonderen Punkte handeln, hinsichtlich derer Rom seine Lehre zu erklären wünscht. Dadurch, daß einige vorgeschlagene Lösungen für irrig erklärt sind, ist das Problem selbst nicht gelöst. Und nicht schon dadurch, daß Rom einfach die Lösungen angibt, zu denen es letztlich gelangt, wird das Recht der Gläubigen befriedigt, über die Zwischenstufen unterrichtet zu werden, die zu diesen Lösungen führten.“ Die Kirche muß den Gläubigen einen Weg zeigen, der sie in den Stand setzt, einerseits am Glauben festzuhalten, ohne andererseits in der Diskussion mit intelligenten Ungläubigen in den Schein zu geraten, sie müßten „lächerliche Ansichten vergangener Zeiten vertreten“. „Wenn solch eine Ergänzung nicht erfolgt, kann man annehmen, daß die Kirche hier in diesem zwanzigsten Jahrhundert an ihrem Busen zahlreiche späte Galileis züchten wird. Und die spöttische Bemerkung, mit der ‚Le Monde‘ seinen Kommentar über die Enzyklika beschloß, könnte recht behalten: ‚Es wäre ein großer Irrtum, zu meinen, daß die Entwicklung des christlichen Gedankens ohne Hindernisse und ohne Opposition vor sich gegangen wäre.‘“

Die Kommentare zur Enzyklika, die bis jetzt in theologischen Zeitschriften erschienen sind, führen zumeist den Nachweis, daß „*Humani generis*“ kein Hindernis für die wissenschaftliche Forschung aufrichte, die der Papst im Gegenteil mehrfach ermuntert. Sie weisen hin auf die Notwendigkeit, in unserer Zeit schleichender Häresien — „wir sind in der paradoxen Situation von Häresien ohne Häresiarchen“ (Marrou) — diese beim Namen zu nennen, und sie machen aufmerksam auf die Aufgabe des obersten Lehrers, die Theologen zu warnen: nun, jener Aufsatz von Barrat zeigt, daß die Gläubigen dies alles nicht nur verstehen, sondern daß sie sogar aus vollem Herzen damit einverstanden und dafür dankbar sind, aber noch etwas mehr erhoffen.

Eine Äußerung im „Esprit“

Einer jener französischen Avantgardisten hat dafür an einem Orte Zeugnis abgelegt, der in der geistigen Bewegung des heutigen Frankreich sicherlich hervorragend ist. Henri Marrou, Professor für Geschichte des Christentums an der Sorbonne, schreibt im „*Esprit*“ (Okt. 1950 S. 562) einen Aufsatz zur Enzyklika, der einen ebenso vorbildlichen Glaubensgeist atmet, wie er theologische Einsicht in die Wesensgesetze der Kirche offenbart. Aber bezeichnenderweise ist auch dieser Aufsatz überschrieben: „Über den guten Gebrauch einer Enzyklika“. Auch ihm ist die Furcht anzumerken, daß diejenigen die Oberhand gewinnen, „die ihrer Natur gemäß von der Enzyklika nichts anderes behalten werden als ihre negativen Schlußfolgerungen und daraus ganz negative Regeln für ihr Verhalten ziehen werden“. Wer Dogmengeschichte treibt, wird des Historismus verdächtigt, wer ad tollendum schisma betet, des Irenismus geziehen werden usw. „Ich zögere nicht zu sagen, daß wir derartigen Bestrebungen eine besondere Wachsamkeit entgegensetzen müssen. Ich gebrauche dies Wort mit Absicht. Bekanntlich existiert in jeder Diözese seit der Modernistenkrise ein Überwachungsorgan mit dem Auftrag, die Häresie aufzuspüren. Gewiß, es ist notwendig, vor allem die Reinheit des Glaubens zu sichern. Aber die Gesundheit der Kirche fordert nicht minder gebieterisch, daß man ihn gegen die Dummheit schützt.“

Marrou behauptet, daß gerade die jüngere Generation der Geistlichen für die modernen Geistesströmungen besonders anfällig sei. „Nicht ohne Ärgernis beobachten wir bei ihnen diese Besessenheit von der Aktion, diesen Eifer, sich dem Zeitgeist anzupassen, verbunden mit einer gepflegten Gleichgültigkeit (um nichts Schlimmeres zu sagen) gegenüber der überlieferten Theologie und ihrem begrifflichen Apparat, — alles, wohlverstanden, im Verein mit dem glühendsten Eifer und der edelsten Selbsthingabe.“ Es sei doch wahrhaft erstaunlich, daß die Bildung und Erziehung, die diese Geistlichen gemäß § 1366 CIC im Seminar genossen haben, sie so wenig beeindruckt und so geringe Spuren hinterlassen hat. Was folgt daraus? „Es genügt nicht, den heiligen Thomas zu lehren. Man muß es außerdem in einer Art und Weise tun, die ihn den Hörern nicht für immer verleidet.“ Das ist allerdings selbstverständlich. Und übrigens zeigt die Äußerung von Marrou, daß die katholischen Laien, auch wenn sie sich selbst größere Freiheiten gestatten, doch vom Klerus Zurückhaltung gegenüber den modernen Ansichten erwarten. Sie bestätigt also, daß es an der Zeit war, durch dieses Hirten Schreiben daran zu erinnern.

Man fürchtet den Integralismus

Marrou kommt mehrmals auf die Befürchtung zurück, die Enzyklika könnte mißbraucht werden. „Es ist notwendig, zu vermeiden, daß diese Mahnungen und Urteile (des Papstes) nicht zum Vorwand für eine neue Woge integralistischen Terrors werden und in der Kirche zeitweise jede Bemühung um ein originelles und neues Denken lähmen... In den Kreisen der Katholiken gibt es zu viele ängstliche Geister, die nicht begreifen können, daß der Irrtum und, wenn man will, die Häresie ein... unvermeidliches Nebenergebnis jeder schöpferischen Lehrtätigkeit ist. Allerdings: daß der Papst die Kirche vor gewissen falschen Ansichten zu schützen hat, ist in gewisser Beziehung ein Trost. Man möge sich täuschen oder riskieren, sich zu täuschen! Wenn man nur energisch denkt! Aber jene Leute verwechseln Rechtgläubigkeit mit Denkfaulheit, sichere Lehre mit Nachplappern, und um Irrtümer und Risiken zu vermeiden, verzichten sie freiwillig aufs Denken und würden es gern sehen, daß alle so wie sie selbst verzichteten.“

Die Enzyklika selbst, sagt der Verfasser, tut alles, um einem solchen Mißbrauch vorzubeugen. Sie fordert ja zur Auseinandersetzung mit der Gedankenwelt unserer Zeit auf. Wenn man diese ihre Absicht, verbunden mit der dabei gebotenen Sorgfalt, verwirklicht, kann sie eine vielleicht entscheidende Etappe zum Aufblühen einer großen Epoche der Theologie werden.

Kommentar der französischen Jesuiten

In den Etudes (83. Jhg., Oktober 1950, S. 108), der französischen Jesuitenzeitschrift, analysiert P. Robert Rouquette den psychologischen Grund derartiger stimmungsmäßiger Befürchtungen, wie wir sie oben durch Zeugnisse belegt haben. Er ist mit Marrou darin einig, daß die Haltung der französischen Katholiken gegenüber der Enzyklika sich in aufrichtiger innerer Zustimmung bekunden muß und daß es ein großer Irrtum wäre, zu meinen, die Gläubigen oder der Klerus von Frankreich wären weniger von Anhänglichkeit gegen den Stuhl Petri erfüllt als andere Völker. Aber die Katholiken Frankreichs, fährt Rouquette fort, leben unter besonderen Bedingungen und daher auch in einer eigenen Mentalität. Sie stehen unter dem seelischen Druck der Tatsache, daß ihr Volk Christus verloren hat. „Auch wir glauben, daß die Kirche im Besitz der Wahrheit ist... aber was uns psychologisch vor allem zur Reflexion und zur Aktion treibt, ist die bedrückte Feststellung, daß die Welt entchristlicht ist... und was wir suchen, das ist, diejenigen zur Wahrheit der unfehlbaren Kirche heimzuführen, die sie nicht kennen.“

Aus dieser geistigen Situation entsteht eine erste Frage. Warum bezieht die Kirche so oft negative Positionen und verurteilt? Warum bezeugt sie der Welt nicht ihre Sympathie, knüpft an das Körnchen Wahrheit an und sucht es weiterzuentwickeln? Rouquette antwortet darauf: „Wir wollen in den Beziehungen zwischen dem Lehramt und den schöpferischen Bewegungen nicht eine Opposition oder einen Zusammenprall erblicken, sondern eine Dialektik vereinter Kräfte... Die schöpferische Bewegung braucht nicht Selbstmord zu begehen. Oft unter Leiden, muß sie das wägende Urteil des Lehramtes als einen wohlthätigen Willen Gottes hinnehmen und sich dadurch Schranken ziehen lassen. Aber zu gleicher Zeit bleibt die

Pflicht bestehen, die apostolische und geistige Forschungsarbeit fortzusetzen.“

Ähnlich steht es um eine andere Frage: Verurteilt die Kirche hier nicht etwas, was kein Katholik glaubt und vertritt, untergründige Tendenzen, die durch die lehramtliche Formulierung notwendig so vereinfacht werden, daß jeder Katholik mit Recht behaupten kann: Was hier verurteilt wird, habe ich nie gesagt? Rouquette sucht gegenüber diesem Einwand den Sinn und die Absicht lehramtlicher Urteile, wie sie die Enzyklika ausspricht, herauszuarbeiten. Selbst wenn man unterstellt, daß die verurteilten Ansichten in dieser vereinfachten Definition von niemandem gelehrt würden, würden die Formulierungen der Kirche dennoch den Punkt bezeichnen, zu dem die dadurch betroffenen Bewegungen schließlich hinstreben. Sie stecken die Grenze ab, an die diese Bewegungen stoßen werden, wenn sie sich nicht dialektisch umbiegen und korrigieren lassen. Davon abgesehen trifft die Kirche durch ihr Urteil den vulgären Begriff solcher Anschauungen und verhütet, daß sie sich sozial schädigend auswirken. Es liegt dem Lehramt weniger an der privaten Meinung eines Gelehrten als daran, daß gewisse Meinungen, vergrößert und von allen wissenschaftlichen Kautelen befreit, im Volk Unheil anrichten. Deshalb wird der Gelehrte zu größerer Vorsicht im Ausdruck genötigt.

Wo liegen die Gefahren?

Es sind, wie Rouquette sagt, vor allem drei zum Irrtum führende Tendenzen, die durch „*Humani generis*“ in diesem Sinne korrigiert und abgelenkt werden sollen: religiöser Synkretismus, dogmatischer Relativismus und theologischer Archaismus (womit das Zurückgehen auf frühchristliches Denken zur leichteren Verständigung mit den getrennten Brüdern gemeint ist). „Es ist leicht zu sehen, daß ausdrücklich oder einschlußweise mit der Verurteilung der Übertreibungen die maßvollen Bestrebungen anerkannt werden.“

Was bedeutet dies? Nun, wenn der Synkretismus verurteilt wird, bleibt es doch gestattet, danach zu forschen, ob sich nicht in gewissen dogmatischen Formeln der verschiedenen Bekenntnisse in Wirklichkeit Anschauungen ausdrücken, die weit weniger voneinander abweichen, als die Formeln vermuten lassen. Ebenso wenig ist es in Zukunft verboten, Andersgläubigen die katholische Wahrheit in einer Sprache vorzutragen, die die ihrige ist, und dadurch Vorurteile auszuräumen.

Der anarchische Evolutionismus und der dogmatische Relativismus sind verworfen. Trotzdem steht die Kirche zugleich in Zeit und Ewigkeit. Sie entwickelt sich. Mag man die Entwicklung in der Lehre nun auch nicht als Entfaltung eines Keims verstehen dürfen, da das Depositum fidei schon am Anfang ganz gegeben ist, so darf man doch wohl sagen: „Wie ein genialer Gedanke schon ganz enthalten ist im überquellenden Reichtum seiner ersten Intuition, lebt auch die Offenbarung in der Zeit, läßt sich auseinanderfalten, artikuliert sich, vertieft sich in ihre Richtung, wird mehr und mehr sie selbst, ohne sich zu verändern, bereichert sich an ihrem eigenen Reichtum. In ihrer kontinuierlichen und homogenen Entwicklung unterscheidet man endgültige Abschnitte in Gestalt der unveränderlichen Formulierungen der Glaubensdefinitionen.“

Auf größere Vorurteile wird die Enzyklika nach Mei-

nung von Rouquette in ihrer Lehre über die thomistische Philosophie stoßen. Man dürfe aber das, was der Papst sagt, nicht forcieren. Die Enzyklika definiert das Wesen des Thomismus in sehr allgemeinen Worten. Sie betont hauptsächlich, daß er am besten geeignet ist, den Dogmen Ausdruck zu geben. Dadurch tritt sie für den Wert der erkenntnistheoretischen Prinzipien des thomistischen Realismus ein, die ohnehin Gemeingut des katholischen Denkens sind. Im einzelnen erkennt Papst Pius XII. die Entwicklungsfähigkeit der christlichen Philosophie an und sagt nirgendwo, daß die modernen Forschungen und Erkenntnisse den Irrtum an sich verkörpern und nichts beizutragen hätten. Sicherlich, fügt Rouquette hinzu, hat die scholastische Philosophie seit ihrer Wiederentdeckung vor allem auf dem Gebiet ihrer geschichtlichen Erforschung Hervorragendes geleistet. Es liegt im Interesse des Apostolates, daß sie nun auch sachlich weiterentwickelt und auf die Höhe der Erkenntnisse unserer Zeit gehoben wird, sofern dies nur organisch und ohne Bruch mit den Prinzipien der Tradition geschieht. Man soll daran denken, wie es Thomas selbst einst gelang, die Synthese zwischen Augustin und Aristoteles zu schaffen.

Auch die Exkurse der Enzyklika über den Evolutionismus und die Interpretation der Genesis bieten keinen Grund zur Erregung. Die Kirche scheut keine sichere Erkenntnis der Natur- und Geschichtswissenschaft. Sie wehrt sich nur dagegen, daß Hypothesen als sichere Wahrheit ausgegeben werden. Es ist z. B. nicht verboten, daß ein Gelehrter die evolutionistischen Thesen als eine Hypothese der Erklärung betrachtet, die den Tatsachen recht gut Rechnung trägt; wenn er nur an der Erschaffung der menschlichen Seele festhält. Oder wenn der Papst von der Geschichtlichkeit der Genesis spricht, sagt er doch, daß es sich dabei um ein besonderes Genre der Geschichtsschreibung handelt. Es ist also für die Erforschung der literarischen Arten volle Freiheit gegeben.

Was fordert die Enzyklika?

So wird denn, abgesehen von der Zustimmung zu solchen Wahrheiten, die jedem Katholiken selbstverständlich sind, vom katholischen Forscher nur so viel verlangt, daß er „eine Haltung der Lenksamkeit“ bewahre. Er muß schweigen können, wenn die Kirche einmal urteilt, daß es für das Allgemeinwohl besser ist, wenn er schweigt. Dies ist nicht zu viel verlangt von einem wahrhaft Gläubigen, der weiß, daß seine persönliche Ansicht nicht nur dem Irrtum unterworfen, sondern vor allem auch, daß sie für das Leben und die Gedankenwelt der Kirche nicht unersetzlich ist.

Kein Anathema!

Auch in Belgien ist ein Kommentar zur Enzyklika erschienen, der sich besonders bemüht, hervorzuheben, wie vorsichtig und genau man das Dokument studieren muß, ehe man die Behauptung wagt, diese oder jene Auffassung eines katholischen Schriftstellers sei durch „*Humani generis*“ verurteilt. Jean Levie SJ beginnt seine Betrachtungen in der „*Nouvelle Revue théologique*“ (Bd. 72 Nr. 8, September 1950, S. 785), indem er zahlreiche Beispiele dafür bietet, wie sorgfältig abgewogen und nuancenreich die Enzyklika spricht. Ihr Blick ist nicht rückwärts gewendet, und ihr Anliegen besteht nicht darin, einen Syllabus tatsächlicher Irrtümer zu schaffen. Der Papst schaut in die Zukunft. Er sieht, wie schon so

oft seit Antritt seines Pontifikates, die Auswirkungen des Grundübels unserer Zeit, des „religiösen und moralischen Agnostizismus“. Er sieht, wie sich auch im katholischen Lager unter dem Einfluß des Zeitgeistes gewisse Tendenzen bemerkbar machen, die vielleicht heute noch tragbar sind, morgen oder übermorgen aber in die Nähe des Irrtums oder in den Irrtum führen können. Er will vorausschauend warnen, auf diese Gefahren aufmerksam machen und verhüten, daß es eines Tages zu einer Krise wie der modernistischen kommt, der die gegenwärtige innerkatholische Situation nach der Enzyklika eben gerade nicht vergleichbar ist. Es handelt sich um Anfänge, nicht um die Verurteilung bereits verbreiteter Häresien. Die Warnungen des Papstes gelten darum, wie der Kommentator ausführt, besonders im Hinblick auf die Gefahr geistiger Verwirrung der Öffentlichkeit. Das Hirten Schreiben erwähnt, wie leicht schon Studenten eine vorsichtig formulierte Ansicht ihres Lehrers verallgemeinern und vergrößern. Da heute die Anteilnahme der Massen am geistigen Leben um vieles leichter und allgemeiner geworden ist, wächst auch die Gefahr, daß wissenschaftliche Hypothesen, in ein Schlagwortwissen umgemünzt, in breiten Kreisen falsch verstanden, einseitig ausgelegt und dazu benutzt werden, um religiös verderbliche praktische Konsequenzen zu ziehen. Es wäre in der Tat nichts gewonnen, wenn in dieser Situation Träger des kirchlichen Apostolates, um mit der Welt Kontakt zu gewinnen, Zugeständnisse an diese moderne Sprachverwirrung machten.

Kein Stop für die theologischen Kontroversen

Was die Kontroversen angeht, die in den letzten Jahren innerhalb der Theologie ausgetragen wurden, findet Levie, daß der Papst sich große Zurückhaltung auferlegt. Beispielsweise ist in bezug auf die strittige Frage nach dem Verhältnis zwischen Natur und Übernatur nichts anderes verworfen als die Behauptung, „das Gott nicht geistbegabte Wesen schaffen kann, ohne sie zur Gotteschau zu bestimmen und zu berufen“. Im übrigen greift der Papst in die Kontroverse nicht ein. Der Existentialismus wird nur insoweit abgelehnt, als er den Atheismus einschließt oder den Wert des metaphysischen Urteils leugnet. Es wird nichts darüber gesagt, ob ein Existentialismus möglich sei, der sich von diesen Irrtümern freihält.

Als Ganzes betrachtet, ist die Enzyklika ein erleuchtetes Werk genauesten Abwägens im Ton der Liebe und des Friedens. Sie fordert vor allem, daß auch wir einander nicht verdächtigen und bekämpfen, sondern loyal auf die Absichten des Heiligen Vaters eingehen.

Kein neuer Syllabus

In deutscher Sprache hat P. August Bea SJ in der „*Scholastik*“ (36. Jhg. Heft 1, S. 36) eine Erläuterung der Enzyklika gegeben, der wir wohl mit Recht besondere Aufmerksamkeit schenken; denn ihr Verfasser steht in Rom an verantwortungsvoller Stelle. Auch er geht davon aus, daß sich seit dem Kriege in der katholischen Theologie Strömungen zeigten, die „konsequent durchgeführt, für die Reinerhaltung der katholischen Glaubenslehre verhängnisvoll werden konnten“. Diese Strömungen sind, wie sich aus den Literaturangaben von Bea ergibt, vor allem in Frankreich zu suchen und berühren das Dogma in so wichtigen Fragen wie denjenigen nach

dem gnadenhaften Wesen der Übernatur, dem Wert der dogmatischen Formulierungen, der Beweisbarkeit der *praeambula fidei*, dem Dasein und Wesen der Erbsünde, der christlichen Philosophie und dem Thomismus. Nachdem der Papst schon 1946 in zwei Ansprachen an die Jesuiten und Dominikaner (vgl. Herder-Korrespondenz 1. Jhg. 1946/47 S. 173/174) eine erste Warnung ausgesprochen hatte, zeigte es sich, daß jene Strömungen nicht zum Stillstand kamen. Deshalb mußte die Enzyklika erscheinen, um „mit klaren und unzweideutigen Ausführungen den Standpunkt des kirchlichen Lehramts“ zu bestimmen, „ohne aber der wissenschaftlichen Forschung irgendwie Fesseln anzulegen, soweit sie nicht gegen eine kirchliche Lehre verstößt“. Sie ist also kein neuer Syllabus; d. h. die Enzyklika bietet kein Verzeichnis genau formulierter Irrtümer. Sie nennt nur beispielshalber einige Strömungen, in denen Irrtümer vorkommen, was z. B., wie oben berichtet, vom Existentialismus gilt.

Die Enzyklika möchte stattdessen die psychologischen Wurzeln aufdecken, die den Theologen verlocken könnten. Es sind Neuerungssucht, das Streben, mit der Wissenschaft Schritt zu halten, und ein ungesunder Irenismus. Die Neuerungssucht ist um so gefährlicher, je mehr sie dem Lehramt aus dem Weg geht und esoterischen Charakter annimmt. Das Wettstreben mit der Wissenschaft wird bedenklich, sobald man vorschnell wissenschaftliche Hypothesen als bewiesene Tatsachen behandelt und ihretwegen dogmatische Wahrheiten modern umdeutet. Der Irenismus, als Gesinnung eine christliche Forderung, darf nicht die Wahrheit verdunkeln, daß die Kirche in ihrer Lehre die Offenbarung treffend auslegt.

Akute Gefahren

Aus diesen Wurzeln entstehen gewisse, gegenwärtig aktuelle Gefahren für den Theologen. Auch dieser Kommentar spricht an dieser Stelle nur von „Gefahren“. Ihre erste ist der dogmatische Relativismus, also eine Ansicht, derzufolge „alle Begriffe nur Annäherungswerte“ sind, woraus sich ergibt, daß verschiedene Formulierungen, gewachsen auf dem Boden verschiedener Philosophien, einander ergänzen, wohl auch dialektisch widersprechen und sich gegenseitig ablösen können. Es geht dabei nicht nur um neue Ausdrücke für die gleiche Sache. Der Gehalt unserer Erkenntnis soll dem Wandel, nicht nur der Vervollständigung unterworfen sein. „Es ist ohne weiteres klar, daß diese Anschauungen den Glauben an die Lehre der Kirche in einen unklaren Subjektivismus auflösen.“ Wer derartigen Ansichten Raum gibt, verkennt die Natur des kirchlichen Lehramtes. Bea unterstreicht in diesem Zusammenhang die Bemerkung des Heiligen Vaters über die verpflichtende Kraft der Enzykliken.

Wichtig sind, wie er sagt, die Ausführungen über das Verhältnis zwischen lebendigem Lehramt und dogmengeschichtlichen Forschungsergebnissen. Der entscheidende Faktor in der Frage: was ist offenbart? wird dargestellt durch die Übereinstimmung der katholischen Bischöfe und Gläubigen, die unter dem Walten des Heiligen Geistes steht. Das gilt auch für die Bibelwissenschaft und, soweit sie mit den Glaubenswahrheiten zusammenhängt, für die Philosophie.

Auch P. Bea hebt hervor, daß der Papst die katholische Wissenschaft nicht mehr bindet, als für die Reinheit des

Glaubens nötig ist. So vermeidet er beispielsweise den Ausdruck „scholastische Philosophie“, offenbar um die Gelehrten nicht an „eine bestimmte Ausprägung oder Schattierung“ der in der Kirche anerkannten Philosophie zu binden. Darüber hinaus gewährt er in allen Fragen, die nicht mit der Glaubenslehre zusammenhängen, völlige Freiheit. Jedoch kann der Katholik nur einer solchen Philosophie anhängen, die nicht die Unveränderlichkeit der Wahrheit selbst in Frage stellt, indem sie unseren Begriffen den objektiven Wert aberkennt.

Der Wunsch der Seelsorger und Publizisten

Auch P. Bea betont, daß die Enzyklika zwar die Freiheit der Forschung sichern will, andererseits aber Vorbeugungen treffen möchte, daß die noch ungesicherten Hypothesen auf den Gebieten der Bibel-, Natur- und Geschichtswissenschaft nicht leichtfertig in die urteilslose Masse getragen werden. Es gibt niemanden, der die Berechtigung einer solchen Warnung verkennen würde. Denn wer möchte das Volk mit Problemen belasten, die es nicht hat? Jedoch haben gerade die französischen Kommentare gezeigt, daß diese Warnung in der Praxis mit sehr viel Diskretion befolgt werden muß. Wie die Herder-Korrespondenz gelegentlich berichtet hat (4. Jhg. S. 466), ist die Anteilnahme der Massen am kulturellen Leben sehr weit fortgeschritten, wenn sich diese Anteilnahme bei vielen vielleicht auch darin erschöpft, daß sie wissenschaftliche Hypothesen und Schlagworte aufgeschnappt und teilweise verstanden haben. Der Volksredner und Schriftsteller, erst recht der Publizist, der sich an gehobene Schichten zu wenden hat, befindet sich also in einer Zwangslage. Auch ohne neuerungssüchtig zu sein, muß er Stellung nehmen zu dem, was das Radio, die Zeitung, das Magazin des Wissens, die Volkshochschule usw. verbreiten. Zwischen ihnen und der Schultheologie gibt es erstens eine Kluft des Ausdrucks. Sie kann vielleicht bei einiger Gewandtheit überwunden werden. Es gibt aber auch Anschauungen, die durch alle diese Mittel der Publizistik allgemein geworden sind, z. B. die Thesen einer gemäßigten Entwicklungslehre, die Thesen eines wie immer formulierten Historismus, ein gewisses Gefühl für das Recht des einzelnen auf seine Religion usw. Wer vor den Menschen, die mit solchen Gefühlen, Stimmungen, Schlagworten oder Vorurteilen angefüllt sind, als Verkündiger der katholischen Wahrheit aufzutreten hat, muß heute nicht nur darauf achten, daß er die volle katholische Wahrheit verkündet, sondern auch darauf, daß er sich mit seinen Behauptungen nicht dem Augurenlächeln der mehr oder weniger Gebildeten aussetzt. Es ist ihm deshalb nicht damit allein geholfen, daß er nun weiß, was er nicht sagen darf. Er muß vielmehr erwarten, daß die theologische Wissenschaft jetzt erst recht das Ihrige tut, um ihn mit Argumenten auszurüsten, die sich auf der Rostra moderner Publizistik sehen lassen können. Diese Forderung des französischen Kommentators Barrat darf sicher unterstrichen werden. Vielleicht ist es mehr eine Frage des Ausdrucks als der Sache. Aber wir sind weit davon entfernt, mit den Ausdrücken der Schultheologie den intellektuellen Anforderungen des modernen Katholiken, geschweige denn denen des Zweiflers zu genügen. Wir möchten in diesem Zusammenhang die schwer-

wiegenden Worte anführen, die René d'Ouince, bemerkenswerterweise in der Jesuitenzeitschrift „Etudes“ (Dezember 1950, S. 357), geschrieben hat, wo er auf dieses Thema zu sprechen kommt: „Ich halte es für gefährlich, eine wasserdichte Scheidewand zwischen die Forschung der Spezialisten und die gewöhnliche Lehre zu legen, zwischen die Wissenschaft und die seelsorgliche Verkündigung. . . . Natürlich ist es eine schlechte Pädagogik, seinen Hörern eine Lehre darzubieten, wenn sie nicht imstande sind, sie zu begreifen. Aber ist es nicht wünschenswert, sie schleunigst darauf vorzubereiten? Es ist klug, einem engen Kreis von Spezialisten das Studium schwieriger Fragen vorzubehalten, wenn diese noch nicht einen zufriedenstellenden Ausdruck gefunden haben. Aber wenn es eine Gefahr voreiliger Verbreitung gibt, gibt es eine andere Gefahr der Esoterik. Wenn man die Anstrengung scheut, das breite katholische Publikum zu erziehen, riskiert man, zu einer doppelten Darstellung der Lehre zu kommen: der einen, die nur für die eingeweihten Geister bestimmt ist und den zeitgemäßen Anschauungen und Forschungsergebnissen Rechnung trägt, und der anderen, einer Elementarlehre, ‚ne varietur‘, die für die Masse der Gläubigen bestimmt ist. Der Anschein eines Doppelspiels wird uns des Pharisäismus, der Heuchelei verdächtig machen. Um im Innern der Kirche ein gewisses Ärgernis der Schwachgläubigen zu vermeiden, werden wir das Ärgernis der Wissenden, die außerhalb stehen, provozieren. Man muß auch mit den Wissenden Mitleid haben.“

D'Ouince führt dann das Beispiel der Bollandisten an, die manche fromme Heiligenlegende zerstörten, der neuen Exegeten, die manche Naivität im Schriftverständnis auszuräumen hatten, und sagt schließlich, er halte nicht viel von einer Katechese, die den Gläubigen, der mit dem Geist der Zeit und ihren Fragen erfüllt ist, gerade in diesen Fragen im Stiche läßt. „Darum erlaube ich mir, der Meinung zu sein: wenn sonst gebildete Christen allzu demütig erklären, daß sie in religiösen Fragen nicht zu Hause sind und sich allzu willig in das Eingeständnis flüchten, daß sie nicht zuständig sind, dann ist ihre Demut gewiß nicht vom rechten Schrot und Korn.“ Und er zitiert Marrou: „Es ist nicht normal, es ist nicht gesund, daß ein guter Katholik bei den Erinnerungen an seinen Elementarkatechismus stehenbleibt.“

Künftige Aufgaben

Auch Karl Thieme hat in seinem Beitrag in den „Frankfurter Heften“ (6. Jg. Heft 2, Februar 1951, S. 130) hervorgehoben, daß in der Enzyklika „mit keinem Wort angedeutet“ wird, die Verkündiger der Botschaft Christi, seien sie nun Seelsorger oder Publizisten, wären künftig darauf hingewiesen, diese Botschaft ihren Hörern in der Form eines „vergrößerten theologischen Begriffsnetzes“ auszurichten. Schon die Tatsache, daß eine Zeitschrift wie die „Frankfurter Hefte“ es für notwendig hält, ihrer sehr differenzierten Leserschaft über „Humani generis“ zu berichten, zeigt ja, daß die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Welt, zwischen Evangelium und Zeitgeist, zwischen Theologie und empirischer Wissenschaft nicht mehr auf den Kreis der Gelehrten beschränkt bleiben kann. Wenn z. B. der Rundfunk die breiteste Öffentlichkeit über Teilhard de Chardin orientiert, nachdem er ihn als „Gelehrten in der Soutane“ vorgestellt

hat (Südwestfunk, Sendung vom 9. 2. 51), ist es fraglich, ob die katholischen Publizisten, ja sogar ob Studentenseelsorger und Religionslehrer ihre Stellungnahme zu solchen Problemen aufschieben können, bis die Theologen sich darüber geeinigt haben werden. Karl Thieme zeichnet aber auch zugleich die Linien auf, in denen sich die Auseinandersetzung halten muß, wenn sie im Geist der Enzyklika vor sich geht. Sie darf weder die Bedeutung der Dogmen abschwächen noch jene Philosophie schlechthin preisgeben, die nun einmal gewürdigt worden ist, dem Evangelium ihren „Lautleib“ darzubieten.

Thieme hat in seinem Kommentar auch, soweit wir sehen, als bisher einziger, darauf hingewiesen, um wieviel schwieriger es ist, mit den Geistern unserer Zeit zu sprechen, als in jenen Tagen, da Thomas von Aquin sich vor die Aufgabe gestellt sah, die Gedankenwelt des Aristoteles dem Christentum zu assimilieren. Wir haben es heute mit Philosophien und Weltanschauungen zu tun, die auf einem Abfall von Christus beruhen. Sie sind in ihrem tiefsten Kern antichristlich, nicht nur unchristlich. Darum lassen sie sich nicht assimilieren. Sie müssen, wie Thieme sagt, zuvor „denaturiert“ werden, man muß sie umdenken, nicht nur zu Ende denken. Man kann ihr „Anliegen“ aufnehmen. Aber was ihre „Errungenschaften“ betrifft, muß der christliche Denker sich vor der Versuchung bewahren, alles immer neu in Frage stellen und von Grund auf neu denken zu wollen. Eine Geisteshaltung, die sich „katholisch“ nennt, muß sich auch in dem Vertrauen zur Katholizität der Wahrheit bekunden, d. h. sie muß die Überzeugung in sich schließen, daß es Wahrheiten gibt, die ein für allemal erworben sind, Wahrheiten, auf denen wir weiterbauen können.

Vielleicht haben wir damit die Entscheidung bezeichnet, vor die der Heilige Vater uns schließlich im letzten stellt. Thieme beginnt seine Betrachtung mit der Pilatusfrage. Die Enzyklika verlangt von uns, daß wir uns dem Lehramt des Stellvertreters Christi nicht nur unterwerfen, sondern anvertrauen, daß wir nicht nur die offene Häresie scheuen, sondern uns erst recht vor der Versuchung hüten, die der Teufel nach dem Vatikanischen Konzil erfunden hat und die Karl Rahner (vgl. Herder-Korrespondenz Jhg. 4, S. 217) als schleichende oder kryptogame Häresie gekennzeichnet hat, indem gerade er, der hervorragende Vertreter der angeblich ebenfalls betroffenen Verkündigungstheologie, die Besorgnisse der Enzyklika vorwegnahm.

Unser Überblick über einige der wichtigsten Äußerungen zu „Humani generis“ dürfte gezeigt haben, daß in der katholischen Öffentlichkeit jener Länder, auf die der Heilige Vater vielleicht mit besonderer Sorge schaut, ein einmütiges und vertrauensvolles Ja auf seine Mahnungen antwortet, ein weiteres Zeichen, daß die innere Verbindung der Gläubigen mit dem Vater der Christenheit wohl kaum jemals inniger war als heute und daß auch die Einheit im Geiste, wie Paulus sie im Epheserbrief (vgl. 4, 4—6) zeichnet, nicht im geringsten bedroht ist. Darum ist es auch gerechtfertigt, zu hoffen, wie Thieme sagt, daß die Enzyklika „auf alle, die nach ihrer Weisung Lehrzucht zu üben haben, als Vorbild wirken wird“, und daß man nicht nur Verständnis für Irrende zeigt, sondern auch „Geduld hat mit Anliegen, die noch unvollkommen ausgedrückt, aber an sich nicht ganz unberechtigt sind“.